Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 43 (1956)
Heft: 3

Artikel: Der Beitrag der Sprachfächer zur christlichen Erziehung
Autor: Räber, Ludwig
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-527509

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gotteswerk zu Seinem, Menschenwerk zu unserm Ruhm!

Vielleicht gibt es auch noch solche unter uns, die das ganze Gebiet der Technik als Teufelswerk verneinen möchten?

Steht sie nicht vielmehr als »neutrales« Land außerhalb aller Bewertung von Gut und Bös, ohne Beziehung zur Überwelt?

Ja, so verschieden denken wir! Welche Schau ist die richtige?

Als bescheidene, aber religiös denkende Menschen müssen wir einmal bekennen, daß alles, was wir schaffen, *nicht unser Werk allein* ist. Kraft und Geist zum Werk leiten wir letztlich von Ihm her. So ist unser Werk genau genommen doch Seines. (Es ehrt Ihn, ähnlich wie das Lehrlingswerk den Meister ehrt. Entfernt bloß ähnlich; denn der Meister gab dem Lehrling nur die Anleitung, nicht auch Begabung und Kraft.) Sein ist daher unserer Hände Werk, so weit es vollendet ist, unser aber, so weit es unvollkommen bleibt. Ferner hat jedes unsrer Werke (wie wir selbst) *die Aufgabe,* ein Lobpreis Gottes zu sein. Das heißt, wir sollen diese Intention in unsre Arbeit hineinlegen, damit Gott gleichsam »seine Freude« daran haben kann; dann werden wir Materie und Energie nur so verwenden, daß sie nicht zum Verderben, sondern zum Wohle der Menschen sich auswirkt. Und an dieser Wirkung allein können wir auch ermessen, inwieweit unser Werk tatsächlich ein schwacher Preis seines unendlichen Namens ist. In diesem Sinne muß auch der Aufruf an die Technik: »Preise den Herrn!« verstanden werden, als Mahnung an uns, Ihn nicht zu vergessen bei unserm Tun.

Daher gehört ein »Benedicite der Technik« sehr wohl auch in unsre Schulbücher, da wir als Erzieher lehren und lernen sollen, das Wirken Gottes in der Natur zu sehen, in Seinem Namen zu wirken, und vor allem darum, damit wir nie vergessen unsre Verpflichtung: Natur, Kunst und Technik in Seinem Sinne zum Wohl des Menschen zu verwenden: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen, die guten Willens sind!

Der Beitrag der Sprachfächer zur christlichen Erziehung

Mittelschule

Dr. P. Ludwig Räber OSB., Einsiedeln

Philosophisch gesehen gibt es keinen Zufall. Aber es gibt »zufällige« Ereignisse, deren sinnvolles Zusammentreffen uns überrascht und schlaglichtartig eine Situation beleuchtet. Dies gilt auch von drei Ereignissen, die mir der Vormittag eines ganz gewöhnlichen Schultages, des 24. März d. J., bescherte.

Erstes Ereignis, morgens 6.30 Uhr: Unser klösterlicher Postillon, Br. Matthäus, klopft an meine Zellentüre und bringt mir die fällige Abendpost, darunter auch »Le Message du Collège« (St-Michel, Fribourg) mit einem Leitartikel von Abbé E. Marmy: »La crise de l'Humanisme«[1]. Inhalt: Der Humanismus »humanistischer« Prägung, also das europäische Geisteserbe des 15. bis 18. Jahrhunderts, steht heute in Frage. Sogar internationale Kongresse, wie etwa die »IV. Rencontre internationale de Genève« vom Jahre 1949 mit dem Thema »Pour un nouvel humanisme«, und eine breite Literatur des gleichen Fragenkreises beleuchten diese Krise: Maritain, Berdiaeff, Marcel, Lubac, Sartre, Camus, Lecomte de Nouy, P.-H. Simon, Etcheverry u. a.

[1] »Le Message du Collège«, Fribourg, St. Michel, IX, Mars 1956, p. 1–4.

Aus dem deutschen Beitrag zu diesem gleichen Problem nennen wir eine Rezension von Werner Jaegers »Paideia« durch Volker Niebergall, Darmstadt, im »Philosophischen Literaturanzeiger« (9, 1956, S. 7). Werner Jaegers Leitmotiv: »Die Paideia der Griechen und zugleich die Griechen als Paideia« (Vorwort der zweiten Auflage von 1935) kommentiert der Rezensent mit dem vielsagenden und zur Besinnung zwingenden Satz: »*Wie* allerdings nach dem Durchgang durch den Historismus heute noch ein an der Antike orientierter Humanismus möglich ist, gehört zu den schwierigsten Fragen der gegenwärtigen geistigen Situation.«[2]

Zweites Ereignis, morgens 7.30 Uhr: Ich lese einen Aufsatz Otto Karrers im »Hochland« (Dezember 1955), »Moraltheologie in Selbstprüfung«. Es handelt sich um die Würdigung eines Werkes von Jacques Leclercq: »Christliche Moral in der Krise der Zeit« (Benziger 1954), und stoße auf folgenden Satz Leclercqs: »Junge Leute, die unsere Bildungsstätten verlassen, und Gläubige, die unsere Predigt hören, haben den Eindruck, als wäre die Moral eine Sittenbarriere, die vieles behindert, aber wenig anregt. Sie haben nicht den Eindruck eines Appells, der all ihr Sehnen und Trachten zu Großem und Weitem aufruft.«[3]

Drittes Ereignis, morgens 10.30 Uhr: Der Rektor macht seinen, für jedes Trimester fälligen, Schulbesuch in einer 2. Rhetorikklasse. Man liest die ersten Verse aus Hesiods »Theogonie«. Als Nichtphilologe bin ich erstaunt, wie gottgläubig, ja fromm das Weltbild dieses Heiden ist: Aus der Vermählung der göttlichen Gatten Chaos und Eros entsprossen die Götterkinder Ouranos, Gaja und Tartaros. Wie geheimnisvoll tief, universal und allem Göttlichen aufgeschlossen war doch das Denken jener Menschen und Zeiten, verglichen mit den wertblinden Maulwurfsgedankengängen moderner Materialisten.

[2] Wir erinnern hier auch an die tiefschürfende Studie von *J. Sellmair*, »Bildung an der Zeitenwende«, Würzburg, Echter-Verlag, 1952, 2. Auflage. Ferner: *H. J. Rechtmann*, »Geschichte der Pädagogik«, Nürnberg 1955, mit dem Kapitel »Der Kampf um die Humanität« (380–398), mit reicher Literatur.

[3] Zitiert im »Hochland« (München), 48. Jg., Dezember 1955, S. 165.

Wozu aber dieser Tagebuchausschnitt eines ganz gewöhnlichen Schultages? Im Ineinanderspielen dieser drei »zufälligen« Ereignisse sehe ich Frage und Antwort der gestellten Aufgabe: Ist das humanistische Gymnasium traditioneller Prägung in unserer völlig veränderten Zeitsituation noch immer lebensberechtigt und lebensträchtig? Erfüllt es seine Aufgabe, die nur so und nicht anders erfüllt werden kann? Und erfüllt es vor allem auch eine christliche Aufgabe, eine Aufgabe, die man nur so oder so doch am besten erfüllen kann? Daß diese Frage einen besonders stark berührt, wird man verstehen, sobald man die Stundentafel der Einsiedler Stiftsschule genauer studiert: Von 260 Wochenstunden entfallen 144 auf die Sprachfächer! Wir wollen den hier aufgeworfenen Fragen ihre Existenzberechtigung nicht bestreiten. Und wir hüten uns bewußt, sie unproblematisch, ungeprüft und uneingeschränkt zu bejahen.

Aber soviel scheint uns sicher: Wie immer auch die Bildungsform einer nahen oder fernen Zukunft sein mag, echte Bildung bedarf immer der Sprache als ihres ersten und tiefsten Fundamentes; und nicht weniger gilt dies vom *christlichen Bildungsideal.* Denn das Christentum ist in seinem Wesen Gottes- und Nächstenliebe. Gottes- und Nächstenliebe aber erfordern eine wache, tiefe und lebendige Seele. Alles also, was diese Seele erweckt und bildet, formt und entfaltet, ist zugleich auch ein Beitrag zur Vollentfaltung des ganzen Christen. – Hier aber liegt nun auch der Schnittpunkt unserer beiden Begriffe: Sprachkultur und christliche Kultur, oder mit anderen Worten, Bildung und Heiligkeit. Wir gliedern darum das nun zu Sagende in die beiden Abschnitte:

I. Einstrahlungen der Sprachfächer in das Feld der christlichen Bildungswerte;

II. Einstrahlungen der christlichen Bildungswerte in das Feld der Sprachfächer.

I. Einstrahlungen der Sprachfächer in das Feld der christlichen Bildungswerte

Wie schon gesagt, ist christliches Leben nur dort, wo sich ein liebender Mensch befindet. Der tragende Untergrund der Gnade ist aber die Natur. Vollwertiges Christentum reift darum meistens nur im Lebensbereich vollwertiger Menschen. Was immer also den Menschen zum »Menschen« macht,

was immer seine cultura animae fördert und veredelt, ist auch ein Beitrag – oder kann es doch werden – zur Vollentfaltung seines christlichen Menschenbildes. – Auf Grund dieser Tatsache sagen wir:

1. *Alle Sprachfächer fördern die Gestaltwerdung des christlichen Menschen.*

Denn die Sprache

a) *fördert die Vergeistigung des Menschen.* Die Geistigkeit des Menschen offenbart sich uns in der Betätigung von Verstand und Wille, also in der Fähigkeit, Ideen zu erfassen, Begriffe zu formen und geistige Ziele anzustreben. Ideen, Ideale und Begriffe aber kleiden sich in das Gewand der Sprache, sind nur durch die Sprache »ansprechbar«. Ohne das Sprachvermögen läßt sich auch nicht denken. Der Geist entdeckt sich und findet sich in der Sprache. Nicht umsonst nannten die Scholastiker den Begriff ein »verbum mentis«. Die sprachlich geformten Begriffe sind die Bausteine jedes geistigen Bauwerkes. Keine Wissenschaft kann auf die Sprache ganz verzichten.
Aber wir wissen auch, *wie* schwer es dem Menschen wird, zumal dem modernen Menschen, aus der untergründigen Welt der Triebe und Gefühle sich zu erheben zu den Höhen des reinen Geistes, wie schwer es Kindern und Erwachsenen wird, auf Klang und Bild, auf Form und Rhythmus zu verzichten, um aufzusteigen zur hellen Welt einer klaren und wahren Idee. Abstraktes Denken ist nicht modern. Und doch ist alles wirkliche Denken abstrakt. Auch Gott »wohnt in einem unzugänglichen Licht«. Warum wohl sind dem christlichen Missionar, seit Benedikt und Columban und Gallus – und wohl schon früher –, Schreibtafel und Griffel so nah auf dem Fuß gefolgt wie Kreuz und Sakrament? Deshalb, weil unser Glaube ein vergeistigter Glaube ist. Jeder Primarlehrer und jeder Steinklopfer im Steinbruch der *Ars Latina I* ist darum auch ein entfernter, aber unentbehrlicher Pionier des Evangeliums.

b) Ein Weiteres: *Jedes Sprachfach leistet mit seiner ernsten Geistesarbeit aszetische Erziehung.* Wenn es wahr ist, was Förster sagt, daß jede echte Kultur der Aszese bedarf, so doch sicher auch die christliche Kultur. Ohne Aszese verlottert der Mensch. Wie hart und unerbittlich aber ist die Aszese ernster Sprachkultur, die sachliche Zucht des klaren Wortes und der verpflichtenden Logik. Es kommt nicht von ungefähr, daß ein hl. Hieronymus die Glut seiner Sinne ausdörrte in den Wüsteneien der hebräischen Grammatik. Auf den Schlachtfeldern von Kägi und Menge, von Lang und Rahn, von Boerner und Banderet usw. entscheiden sich vielleicht mehr sittliche Siege und Niederlagen als auf den Schulbänken der Religionsstunde. Und es wäre denkbar, daß der demütigende Anblick eines durchkorrigierten Aufsatzes, daß die tapfere Verbesserung eines mißratenen Pensums mehr sittliche Kraft erfordern als ein hochgemuter Exerzitienvorsatz.

Es war mir eine liebe Überraschung, bei der Besprechung dieses Beitrages mit unseren Sprachlehrern von einem Mitbruder auf Simone Weil hingewiesen zu werden, bei der sich die gleichen Gedanken ausgesprochen finden. Ist es nicht interessant, aus dem Munde dieser nichtgetauften modernen Mystikerin zu hören, daß die opfervolle Konzentration, wie sie die Lösung eines mathematischen Problems oder einer lateinischen Übersetzung erfordern, eine ganz vorzügliche Vorübung sind für jene Sammlung der Seele, die das Gebet befruchtet und die Gottesliebe nährt. Denn »jedesmal« – schreibt Simone Weil –, »wenn ein menschliches Wesen, selbst außerhalb jedes expliziten religiösen Glaubens, eine Anstrengung der Aufmerksamkeit leistet, mit dem einzigen Verlangen, dadurch tüchtiger zu werden zur Erfassung der Wahrheit, erwirbt es diese vermehrte Tüchtigkeit, auch wenn seine Anstrengung keine sichtbaren Früchte gezeitigt hat... Selbst wenn die Anstrengung der Aufmerksamkeit durch Jahre hindurch scheinbar fruchtlos bleiben sollte, so wird eines Tages doch ein dem Grade dieser Anstrengungen genau entsprechendes Licht die Seele überfluten. Jede Anstrengung fügt ein Körnchen Gold zu einem Schatz, den nichts auf der Welt uns rauben kann. Die vergeblichen Anstrengungen, denen sich der Pfarrer von Ars während langer und schmerzlicher Jahre unterzogen hat, um das Latein zu erlernen, trugen all ihre Früchte in der wunderbaren Gabe der Unterscheidung, mit der er die Seele derer, die zu ihm zur Beichte kamen, hinter ihren Worten und sogar hinter ihrem Schweigen bis auf den Grund erkannte.«[4]

[4] *Simone Weil,* »Das Unglück und die Gottesliebe«, München 1953, S. 98f.

c) Als Drittes nennen wir in diesem Zusammenhang die Tatsache, daß *jedes Sprachstudium, das bis zum Studium der klassischen Kunstwerke der betreffenden Sprache vorstößt, den Menschen veredelt und vertieft.* Im Spiegel der beispielhaften Gestalten von Epos, Drama, Lyrik, Novelle, Roman usw. erlebt der Mensch sich selbst. Die Sprache ist mit und neben der bildenden Kunst der unmittelbarste Weg zum *Wert- und Welterlebnis.* Das Selbsterlebnis des γνῶθι σαυτόν ist aber auch die Voraussetzung für jedes *sittliche Streben* und religiöse Wachstum. Es ist bestimmt nicht Zufall, wenn eine große Zahl von Mystikern auch Meister der Sprache waren: Die Propheten und Psalmendichter, Augustinus, Anselm, Meister Eckehart, Katharina von Siena, Theresia von Avila, Johannes vom Kreuz, Franz von Sales usw.

2. Was wir soeben von allen Sprachen sagten, gilt aber bestimmt in besonderer Weise von den *Sprachen der Antike, Griechisch und Latein.*

Wir können es uns in diesem Kreise zwar bestimmt ersparen, vom *formalen* Bildungswert der alten Sprachen explicite zu sprechen.

Nicht übergehen aber dürfen wir die Tatsache, *daß diese beiden Sprachen das objektivierte Unterbewußtsein Europas sind. Sie sind der Weg und Schlüssel zum Verständnis des christlichen Abendlandes;* denn nur durch sie gelangen wir zu den tiefsten Quellen dieses Lebensstromes.

Das Christenum ist zwar nicht identisch mit der Kultur des Abendlandes. Keine Kultur und keine historische Form des Humanismus hat das Christentum für sich gepachtet. Das Evangelium Christi ist nicht das Evangelium einer bestimmten und zugleich begrenzten Rasse, Zone und Zeit. Die Bergpredigt steht Aristoteles nicht näher als etwa der Philosophie der Upanischaden. Christentum und Abendland sind nicht identisch! Dies ist vor allem ein Grundanliegen vieler Kollegen des evangelischen Bekenntnisses, die vor jeder unerlaubten Symbiose und voreiligen Synthese warnen.[5] Es ist etwas Wahres daran, wenn man im Kreis um Karl Barth uns warnt, voreilig die »Welt« zu taufen und mit dem Evangelium auszusöhnen.

Und doch ist diese Warnung nur *ein* Aspekt des ganzen Problems (ein weiterer Sonderfall des »verflixten katholischen UND«). Es läßt sich doch nicht leugnen: Das Christentum *hat* sich vermählt mit dieser Welt, das Wort *ist* Fleisch geworden, auch im Bereich der menschlichen Kultur. Wohl kann es sein, daß die Kulturwelt des sogenannten christlichen Abendlandes erst ein Anfang ist im gewaltigen Durchsäuerungsprozeß der großen Menschheitsepochen und Weltkulturen. Was wir bis heute hörten im großen Zusammenspiel von Glauben und Wissen, von Gottesstaat und Weltkultur, ist sicher erst der erste Satz im rauschenden Symphonieorchester aller noch kommenden Erdkulturen. Wir glauben auch bestimmt, daß dem indischen, dem fernöstlichen und afrikanischen Kulturkreis noch ähnliche Wandlungen bevorstehen, wie sie die griechisch-römische Welt in den ersten Jahrhunderten unserer Aera unter dem Einfluß des Evangeliums erfahren hat. Aber das sind Perspektiven für die kommenden Jahrtausende. *Heute* aber ist es doch so, und immer noch so, daß wir ohne Griechisch und Latein noch keinen direkten Zugang haben zu den reinen Quellen christlichen Lebens und christlicher Tradition. Natürlich gibt es Übersetzungen, wenigstens von vielem. Aber wer besorgt die Übersetzungen? Und wer kommentiert die Übersetzungen richtig? Dieser Hinweis mag genügen. Wir meinen damit dies: Ein voreiliger Abbau von Griechisch und Latein verschüttet die Einstiegsstollen in die Goldkammern und Minerallager unseres gewaltigen christlichen Geisteserbes. Griechisch und Latein sind also auch heute noch, für die jetzt lebende junge Generation – wenigstens hier im Westen –, der direkteste und beinahe einzige Weg zum vollen Verständnis unserer christlichen Geistesheimat.

II. Einstrahlungen christlicher Bildungswerte in das Feld der Sprachfächer

Diese Einstrahlungen erfolgen

1. *durch den Beitrag der sogenannten »christlichen Literatur« zum Bildungsprogramm der Sprachfächer.*

a) Wir meinen damit *jene sprachlichen Kunstwerke, die als Ganzes ohne den Beitrag der christlichen Substanz*

[5] Wir erwähnen hier u. a. verschiedene tiefschürfende und sehr vornehm gehaltene Beiträge des derzeitigen Redaktors des »Gymnasium Helveticum«, *Dr. R. Leuenberger,* Gymnasiallehrer in Biel: »Zur Frage des Religionsunterrichtes am Gymnasium«, in »Reformatio« (Bern), 3 (1954), S. 143–162. *Derselbe:* »Die biblische Botschaft in der Bildungskrise der heutigen Schule«.
Ähnliche Gedanken wurden ausgesprochen in einem ungedruckten Referat von *Dr. W. Bachmann,* Prorektor des evangelischen Freien Gymnasiums in Zürich, anläßlich einer Begegnung mit zahlreichen Lehrern der Benediktinergymnasien der Schweiz am 13. April 1955 in Einsiedeln.

nicht denkbar und nicht deutbar sind. Im einzelnen wird man und kann man sich freilich endlos streiten, ob dieses oder jenes Werk schon christlich, noch christlich, oder doch wenigstens irgendwie christlich ist. Aber selbst diese »Grenzfälle«, wie etwa Faust, die Nibelungen, Die Braut von Messina usw., liefern einen Beitrag zu dem, was hier gesagt sein will. – Sicher aber gibt es eine große Zahl bedeutender Werke, die unbestreitbar eine Edelfrucht christlichen Lebens und Wertempfindens sind; man denke dabei an Namen wie Wolfram von Eschenbach, Dante, Calderon, die französischen »Mystères«, Pascal, Corneille, Milton; oder auch Newman, Manzoni, Papini, Claudel, Mauriac, R. J. Sorge, Eliot, Gotthelf, Handel-Mazzetti, Undset usw. Der christliche Bildungswert dieser Werke besteht nun u. E. nicht nur darin, daß der Schüler bei diesen Autoren christliche Gedankengänge findet und damit sein Denken und Wollen dem Einfluß christlicher Ideen aussetzt. Noch wichtiger scheint uns dies: Er erlebt bei der Lektüre solcher Autoren die Tatsache, daß das Christentum fähig ist, die Fülle des Lebens – mit seiner ganzen Breite, Höhe und Tiefe – zu erfassen, zu gestalten und zu deuten. Das Christentum wird mit dem Leben fertig, es *hat* eine Antwort, und auch die *Form* der Antwort ist den Werken der Heiden zum mindesten ebenbürtig. –

Das Erlebnis solcher Werke befreit unsere Schüler vom berühmten katholischen Minderwertigkeitskomplex. Unser Christentum taugt also nicht nur für die Sakristei und das Martyrium, es taugt auch zur christlichen Weltgestaltung.

Solche Vergleiche sind sicher im Sprachfeld jeder großen europäischen Kultursprache möglich. Insbesondere aber gilt es von den drei großen Kultursprachen, die zugleich unsere Nationalsprachen sind: Deutsch, Französisch und Italienisch.

b) Es sollte darum vor allem *eine Aufgabe des muttersprachlichen Unterrichtes sein, solche christliche Werterlebnisse zu vermitteln und zu fördern.* Aber es geht nicht nur um gefühlsmäßige Erlebnisse; sondern der Unterricht gebe und verlange klare Analyse und Auseinandersetzung mit den tragenden Problemen jeder Zeitepoche.

Es sei nur am Rand darauf hingewiesen, welch spannendes Drama sich vor unserem Auge entfaltet, wenn wir den Gang des deutschen Geistes durch alle Epochen und Phasen seiner Entwicklung verfolgen: Germanische Frühzeit, erste Berührung mit dem Christentum, die karolingische Epoche, das Hochmittelalter (Epos, geistliche Dichtung, Minnegesang), Renaissance, Barock, Aufklärung, Idealismus und Romantik, Neuzeit und Moderne. Jeder Begriff erinnert an eine Fülle von Namen und Problemen, die Lehrer und Schüler geradezu zwingen, sich echt, persönlich und befruchtend mit der nie abbrechenden Polarität von Gott und Mensch, Zeit und Ewigkeit, Sünde und Gnade, »zwîvel unde saelde«, Menschendienst und »Gotteshulde«, Weltverzicht und Weltgestaltung auseinanderzusetzen.

2. *Welchen Gesetzen hat aber diese Stoffinterpretation zu gehorchen?* Und dies für alle Fälle, seien es nun christliche oder nichtchristliche Autoren, die alten und die modernen Sprachen.

a) Die Interpretation muß immer *ehrlich sein, d.h. sachlich richtig, möglichst objektiv.* Das Gegenteil des hier Gemeinten erlebten wir einmal bei einer Cicero-Interpretation im Kreise ausländischer Kollegen. Verschiedene Texte illustrierten Ciceros Tätigkeit als Staatsmann, Philosoph, Anwalt und Freund. Und immer wieder war es das Bemühen des Interpreten zu zeigen, daß das Vorgefallene oder Gesagte eigentlich doch noch recht verständlich sei, sofern man bedenke, daß Cicero sich damals in einer recht mißlichen Lage befand usw., usw. Nein, solche Kommentare sind überlebt! Man sei sich restlos klar darüber: Die Antike hat für unsere Schüler jeden absoluten Wert verloren. Unsere Schüler denken und werten existentiell. Und darum gilt ihnen jeder Text genau so viel, ob alt oder modern, als er an innerem Wert tatsächlich besitzt. Der Kult der Antike als solcher findet kein Echo mehr. Gestehen wir uns und den Schülern die Grenzen der Antike ruhig ein, seien sie sachlicher oder persönlicher Art. Die alten Heiden waren wirklich *Heiden* – daran wollen wir als Christen nicht rütteln; aber sie waren auch *Menschen,* zum Teil sehr große Menschen; und dieses Menschliche, *echt* Menschliche, fesselt auch heute. – Also nicht beschönigen, verschweigen, zurechtrücken und übermalen, sondern ehrlich das Werk als solches, den Menschen als solchen, wirken lassen.

b) Diese Ehrlichkeit des Lehrers schafft eine Basis des Vertrauens; und auf diesem Boden läßt sich dann ruhig weitergehen. Denn wir dürfen nicht bei der »sachlichen« Werkanalyse stehenbleiben, sondern werden das heidnische Werk *am christlichen*

Maßstab messen. Es kann dies geschehen durch diskrete wertende Bemerkungen. Zum Beispiel Horaz: Seine elegische Todesbetrachtung mündet ein in den epikureischen Rat: carpe diem! Hier ist ein kurzer Hinweis am Platz: Wieviel tiefer, sinnvoller und trostvoller ist die christliche Antwort auf das Problem des Todes.
Noch überzeugender aber wirkt der Vergleich zweier Werke, die den gleichen Stoff in heidnischer und christlicher Sicht beleuchten. Einige Beispiele: Man stelle Virgils 4. Ekloge Isaias gegenüber; man vergleiche Senecas Briefe mit einem Paulusbrief; oder man lese parallel zu Ciceros »de re publica« Abschnitte aus Augustins »de civitate Dei«; in ähnlicher Weise läßt sich Boethius' »de consolatione philosophiae« mit Augustinus und Cicero konfrontieren. Aber auch die deutsche Literatur ladet zu solchen befruchtenden Vergleichen ein: Man denke an Hartmann von Aues »Armen Heinrich« und dann das fade Nachspiel Gerhard Hauptmanns!

c) Schließlich werden wir ohne jeden philologischen Skrupel *christliche Sprachdenkmäler* unseren Schülern vermitteln, *sofern sie nach Form und Inhalt sich aufdrängen,* auch wenn diese »Form« in etwa vom Kanon eines Demosthenes und Cicero abweicht; denn fragen wir ehrlich, sind solche willkürliche Fixierungen, im Sinn der alten Philologengarde, vom Wesen der Sprache her gefordert und erlaubt? Oder hätten Herders große Gedanken vom relativen Eigenwert jedes Stiles und jeder Stilepoche nur für die Kunstgeschichte und nicht auch für die Sprachentwicklung ihre Geltung? Wir lesen also ohne Bedenken ansprechende Kapitel aus Augustins »Confessiones« (unsere Jungen wollen Handlung, nicht seitenlange Monologe), den »Octavius« von Minutius Felix, oder von Chrysostomus die »Rede für Eutropius«. Aber auch das Neue Testament darf in einer 2. Syntax oder 1. Rhetorik gelesen werden. Warum nicht pro Woche eine Stunde Apostelgeschichte, statt Herodot, oder eine halbe Stunde des liebenswürdigen Lukas eingestreut in den grauen Alltag von Kägi? Auch die lateinische und griechische Liturgie bietet Lesestoffe für die verschiedenen Stufen des Könnens und Verstehens. Gedächtnis und Formempfinden können nicht nur mit Ovids Versen geschult werden, es kann auch geschehen mit einem Hymnus, einer Sequenz, einem griechischen Troparion. Und wer sich im neutestamentlichen Griechisch auskennt, wird manches Paradigma einem evangelischen Gleichnis entnehmen können. (Es sei in Klammer beigefügt, daß alle hier gemachten Vorschläge der Praxis einzelner unserer Sprachlehrer entnommen sind.)

3. Als Letztes noch *eine Bemerkung zum deutschen, beziehungsweise französischen Aufsatz.* Auch hier begegnet uns selbstverständlich ein Schnittpunkt von Sprachkultur und christlichen Bildungswerten. Das fruchtbare Moment dieser Begegnung liegt aber u. E. weniger in der bewußt christlichen Themastellung, als vielmehr in der vertieften Schau und Behandlung der Probleme. Also nicht christliches Wortgeklapper, sondern ernste, solide Substanz!
Möge diese kurze Betrachtung ein kleines dazu beitragen, daß unsere humanistische Sprachkultur für unsere Jugend wirklich zu einem lebendigen, erfrischenden Quell des Geistes werde und möglichst vielen schenke, was sie suchen, einen packenden »Appell, der all ihr Sehnen und Trachten nach Großem und Weitem aufruft«.

Die Durchdringung der gymnasialen Bildung durch das Übernatürliche

Die 16. Konferenz der katholischen Mittelschullehrer befaßte sich am 6. Mai 1956 unter der Leitung ihres Präsidenten Dr. Alfred *Stoecklin* in Luzern mit der Frage, wie das Übernatürliche die Bildung des Gymnasiums durchdringen könne.
H.H. Prof. Dr. Alex *Willwoll,* Schönbrunn, umriß am Vormittag das »Grundsätzliche zum Verhältnis zwischen Natur und Übernatur«: Natur und Übernatur haben anscheinend sehr wenig miteinander zu tun. Sie streben auseinander und sind nicht miteinander vergleichbar. So dringen